

Nr. 182 Bydgoszcz / Bromberg, 12. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ich selbst erwarte mir nichts. Ein Beamter der Staatspolizei, und mag er noch so energisch sein, hat keine Aussicht, gegen eine Gewalt, wie sie dieser Krösus verkörpert, zu kämpfen.

„Sergis Natas wird Sie gar nicht empfangen, Herr Polizeirat", prophezeie ich.

„Es gibt keinen dem Gesetze unterstehenden Menschen auf der ganzen Welt," behauptet Künburg zuversichtlich, „und wäre er noch so reich, der einen dienstlich erscheinenden Polizeibeamten abweisen könnte."

„Natas wird sie keineswegs abweisen, Herr Polizeirat. Er wird behaglich in seinem berühmten goldenen Palmensaale sitzen — einige hundert Meter von Ihnen entfernt —, er wird sich, eine seiner schweren Zigarren rauchend, daran ergötzen, im Melder zu sehen und zu hören, wie sein Empfangschef in der Halle Ihnen bedauernd Auskünfte gibt, die sie nicht befriedigen. Vermutlich folgender Art: „Seine Gnaden, Herr Sergis Natas — sind nicht hier. Wo? Wir wissen es nie, mein Herr! Vielleicht irgendwo in der Südsee! Oder am Nordpol? Vielleicht auf einer Jacht. Vielleicht in einem Flugzeug. Radiomeldung an Seine Gnaden geht leider nicht. Wir stehen nicht in Verbindung mit Herrn Sergis Natas. Seine Gnaden wünschen bei Reisen keine Nachrichten zu empfangen."

Polizeirat Künburg läßt sich nicht abschrecken. Sein Jagdeifer ist bewundernswert.

„Ich gehe vor", ruft er. „Hier haben wir selbst mitangesehen, wie einer sich der Gerechtigkeit entzogen hat, weil der Kampf für ihn verloren war. Wofür sonst hat Guérin diesen Scheck von Natas erhalten, diesen Scheck von erstaunlicher Höhe — als für die falschen Mordindizien gegen Sie, Herr Jansen, die er vorbereiten mußte? — Dieser Herr Sergis Natas wird mir eine sehr klare Antwort geben müssen, für welche Dienste er dem Selbstmörder eine Viertelmillion verschrieben hat. Ich glaube, es wird ihm nicht leicht werden, Ausflüchte zu finden. Ich werde ihn überrumpeln. Schnelligkeit ist Sieg. Auf Wiedersehen, meine Herren!"

„Auf Wiedersehen, Herr Polizeirat! Ich fürchte, Sie werden Natas gar nicht zu sehen bekommen."

Nach kaum einer Viertelstunde ist Künburg wieder bei uns.

„Nun, Herr Polizeirat, habe ich recht? Sie sind nicht empfangen worden."

„Ich bin empfangen worden."

„Und?"

Der Polizeirat schöpft Atem.

Wir alle sind voll Spannung.

Dann berichtet er:

Sergis Natas hat wirklich geruht, einen gewöhnlichen, irdischen Kriminalbeamten vorzulassen. Polizeiliche Nachforschung beim Ölkönig! Unerhört in der Geschichte der Gegenwart!

Aber es war kein Verhör, das Künberg anstellte — es war eine Audienz, die Natas erteilte.

Sie hat zwei ganze Minuten gedauert!

Der Polizeirat schildert ihren Verlauf.

Er wird in den goldenen Palmensaal geführt, dort raucht Sergis Natas, in einer silbernen Hängematte liegend, eine seiner bekannten schwarzen Zigarren. Ihm gegenüber ruht auf kühlen Goldbrokaten die schöne Lady Diana.

Es scheint, daß Natas sie mit dem kleinen Polizeirat erheitern will. Vielleicht verdankt Künburg nur diesem Umstand den Erfolg, daß er überhaupt jetzt persönlich dem Gewaltigen gegenübersteht.

„Sie wünschen?" fragt Natas mit unbeschreiblichem Hochmut.

Nun hat der Polizeirat seine Chance.

Die Sekunde ist da, für die er all seine Energie aufgeboten hat: Natas wird „überrumpelt"!

„Herr Sergis Natas . . .," fragt der Polizeirat, „was haben Sie zu diesem Scheck zu sagen?"

Natas blinzelt zu Lady Diana, als wolle er bemerken: „Köstlich, nicht wahr?" streift dann den Scheck mit lässigem Blick und antwortet:

„Warum fragen Sie — wenn Sie schon wissen, daß er gefälscht ist?"

Künburg fällt aus allen Wolken. Auf alles mögliche hat er sich gefaßt gemacht, sogar darauf, nicht mehr lebend aus dem Palast hinauszukommen — nur auf das nicht, was er jetzt von Natas zu hören bekommen hat.

„Verstehen Sie nicht?" ruft Natas ungehalten, „warum fragen Sie, wenn Sie schon wissen, daß der Scheck gefälscht ist?" Er schlägt jenen verärgerten Ton an, in den Menschen geraten, wenn sie einem Tölpel zweimal das gleiche sagen müssen.

Der Polizeirat weiß noch immer nichts zu entgegnen.

„Was wünschen Sie eigentlich?" fragt der Ölkönig ironisch.

„Wir fanden diesen Scheck . . .", beginnt Künburg unsicher, „bei José Guérin, dem zweiten Direktor des „Universale-Hauses". Er hat sich selbst gerichtet!"

„Und was weiter?" erkundigt sich Natas blasiert. „Dann ist ja alles erledigt. Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen!"

Der Polizeirat will noch etwas versuchen, aber er weiß nicht was.

„Selbstmord", bemerkt Natas zu Lady Diana, „begehen Scheckfälscher gewöhnlich, wenn sie ertappt werden. Ich finde so etwas überaus voreilig. Vermutlich hätte ich diesen armen Teufel laufen lassen, ohne seine Verfolgung zu verlangen. Er wäre bestraft genug gewesen, wenn er gesehen hätte, daß meine Bankiers auf seinen Schwindel nicht hereinfielen."

Der Polizeirat scheint für Sergis Natas nicht mehr zu existieren, die Audienz ist beendet.

Künburg verneigt sich, der Ölkönig nickt kaum merklich, Lady Diana überhaupt nicht.

Polizeirat Künburg ist wütend.

„Die Sache ist so klar," knirscht er, „und doch können wir ihm nicht an!"

„Gewiß!" erwidere ich. „Natas ist ein schlauer Teufel. Sicher hat er schon vorher diesen Scheck nur für den Fall des eventuellen Mißlingens zurichten lassen. Irgend eine verläßliche Kreatur hat für Natas das Faksimile seines Namens daraufgesetzt. Wäre der Schlag gegen mich geglückt, dann hätten die Bankiers vermutlich den Scheck anstandslos an Guérin ausbezahlt. Da er mißlungen ist, erklärt man den Scheck für gefälscht. Sehr schlau! Auf diese Weise hat jetzt dieser Fuchs sogar ein wunderbares Mittel, zu beweisen, daß er selbst abseits jedes Verdachts steht."

„Aber", klagt Künburg, wir wissen doch... die Polizei muß doch feststellen können..., wir werden doch um Gottes willen imstande sein, herauszubekommen, wer auf diesem Scheck den Namen „Natas" nachgemacht hat?"

„Vielleicht er selber, Herr Polizeirat! Aber herausbekommen werden Sie es nie!"

German May ist ein fabelhafter Arbeiter.

Noch ist er kaum vom Tode errettet, und schon will er sich nicht mehr von seinem Zeichentisch trennen. Er schafft Plan über Plan. Alle Arten Motoren: Für jede Gattung von Fahrzeugen, zu Land, zu Wasser, in der Luft.

Überall wird künftighin den Ölmotor der Akkumulatoren-Elektromotor ersetzen.

Die Fabrikation dieser Motoren wird auch unsere Sache werden. Das Unternehmen wächst ins Gigantische.

May konstruiert seine Maschinen für jede Stärke, dabei Gewicht und Größe auf ein Minimum reduzierend.

Von morgen an wird er einen Stab von Ingenieuren zur Verfügung haben — von denen allerdings keiner wissen wird, daß ihr Chef, den sie nicht zu Gesicht bekommen, der ermordete German May ist.

Um neunzehn Uhr treffen German May — jetzt „Tante Ada" —, Willy, Viktor und ich wieder beim Tee zusammen.

Die großen Glaswände des Gemachs gehen nach Norden.

Willy steht an einem der Fenster, öffnet es, starrt hinaus, ab und zu führt er die papierdünne Porzellantasse an die Lippen und schlürft einen Schluck des aromatischen Getränks.

„Wonach siehst du, Willy?" frage ich.

„Wenn ihr Lust habt, kommt her! Man kann von hier jetzt interessante Dinge beobachten. Dort unten kommen die Arbeitslosen, daneben machen die Zeitungsboys ihre Wirbel, drüben liefern sich betrogene Betrüger vor drei Natas-Banken Verzweiflungsschlachten und am Himmel zeigt sich zum erstenmal der Komet des Weltuntergangs!"

„Der Gammakomet?" ruft German May, „oh, er ist pünktlich auf die Minute!"

Sogleich stehen wir alle neben Willy.

„Das mit dem Weltuntergang ist natürlich Unsinn! erklärt May. „Wir stoßen nicht zusammen, die Erde wird nicht in Flammen aufgehen, wir werden auch nicht vergiftet werden, wenngleich wir mitten durch den Kometenschweif hindurchrennen. Die Spektralanalyse findet bis jetzt nichts Gefährliches heraus. Wiewohl Phantasten für die Sage des sogenannten „Kriegskometen" heute beinahe eine plausible Theorie versucht haben. Sie vermuten eine Art Lustgas im Kometenschweif, ein Gas, das die Menschen närrisch macht und dazu treibt, einander sinnlos abzuschlachten."

Wir befinden uns im siebzigsten Stockwerk des Universale-Hauses. Ich blicke durch das Fernglas hinauf zu dem giftgrün glitzernden Gestirn. Der Himmel ist nach wochenlanger Bedeckung heute zum erstenmal rein, er ist dunkel meerblau, die sinkende Sonne im Westen gibt mattes Licht, als kämpfe es sich nur mühselig durch Wasserdünste, der Komet gleicht einem unheimlichen, brennenden Pfeil, dessen Spitze gegen die Sonne zielt. Es ist ein schönes, beinahe phantastisches Bild, dessen seltsame melodramatische Untermalung die hysterischen Schreie bilden, die vom Börsenplatz herübergellen. Und tief unter uns schießen wie aufgescheuchte Fischschwärme die hundertfachen Rudel rot und gelb uniformierter Presseboys auf ihren billigen Autocars dahin, sie werden angehalten, verteilen Stöße von Extraausgaben, rasen wieder weiter, heute wird die halbe Welt viertelstündlich mit Zeitungsfetzen übersät, zuweilen jagt der Wind ganze Wirbel papierner Riesenflocken schneesturmartig empor, allen Polizeivorschriften zum Trotz.

Und vom Norden her rückt, von bewaffneten Truppen flankiert, eine unheimliche, düstere Prozession heran: Die Million der Arbeitslosen.

„Arbeitslose?" fragt German May. „Bei uns? In unserem aufblühenden Deutschland? Bei unserer wundervollen Industrie? — Heute — hier — eine Million Arbeitsloser? Das verstehe ich nicht!"

„Oh, es ist klar", entgegnet Willy. „Wenn auch seit der letzten endgültigen Auseinandersetzung Frankreichs mit Deutschland, England und Italien die Partei derer, die so gerne in Paris und Warschau gegen Deutschland mit dem Säbel rasselten, nichts mehr zu sagen hat — es gibt noch Leute — und es wird immer Leute geben — welche den letzten Deutschen ausgerottet sehen möchten. Man bedient sich aller Mittel, tauglicher und untauglicher, um uns zu schaden. Auch Natas ist nicht unser Gönner. Er sollte eigentlich Satan heißen! Und diese armen Teufel da draußen? Vergessen wir nicht, daß die Natas-Banken das Gold der Welt verschlucken, um es in ihren Tresors zu häufen, um eine künstliche Kapitalslosigkeit, eine Verebbung, eine Einfrierung alles flüssigen Geldes zu erreichen; vergessen wir nicht, daß — leider — viele Ausländer — Arbeiter und Arbeitgeber — und darunter nicht gerade unsere Freunde — beim Wiederaufstieg Deutschlands zu uns gezogen sind! Nun freuen sich kleine, böse Seelen, denen der Gedanke unserer Demütigung, unseres Sturzes höher steht wie die Gesetze der Menschlichkeit, wenn es ihnen gelingt, durch ihre Strohmänner uns zu verwirren, Arbeiterentlassungen zu inszenieren, Unruhen zu beschwören, uns zurückzuwerfen. Seitdem unsere deutschen Großstädte dasselbe für die Welt geworden sind, was vormals Newyork mit seiner Wallstreet, Paris mit seinem Quai d'Orsay war — haben wir mehr zu kämpfen als je!"

Langsam marschieren in der Tiefe die Arbeitslosen daher, eine stumme, dräuende Armee.

„Sie tragen schwarze Fahnen", sagt Willy ernst. „Siehst du es, Fred?"

„Was bedeuten die weißen Punkte. die sie daraufgemalt haben?" fragt German May.

„Es sind Totenköpfe."

„Für zwanzig Uhr", wirft Willy hin, „ist unsere Konferenz bei Harder angesetzt." Und an meinem Ohr flüstert er: „Fred, du sollst nicht rot werden!"

„Harder?" erkundigt sich May. „Muß ich da auch mit hin? In diesem Narrenaufzug?"

„Natürlich! Es handelt sich doch um Ihre Gründung! A.-G. zum Ausbau der May-Motorenwerke! Sie werden als meine Urgroßtante Ada eine Million zeichnen, German!"

„Eine Million?" ruft May entsetzt, „ich? Die habe ich doch gar nicht! Woher soll ich sie nehmen?"

„Sie zeichnen ja natürlich für uns", erkläre ich, „mit Geld des Universale-Hauses."

„Oh, schön! Das ist etwas anderes. — Harder?..." murmelt er dann, „... der Name kommt mir bekannt vor. Harder? Hat der nicht diese berühmte Tochter?"

„Marion Harder", nickt Willy und blinzelt hinter Mays Rücken zu mir herüber. „Gewiß! Sie gilt als die schönste junge Dame des Staatenbundes. Und Fred hier behauptet — der ganzen Welt!"

„Tante Ada", Willy und ich landen auf dem Dach von Harders Hochhaus.

„Seht einmal hier und dort hin!" ruft Willy und deutet auf die Nachbarbauten links und rechts.

Dort steht überall ein Gewimmel von Reportern, alle mit schwarzen Photokästchen bewaffnet, mit denen sie zu uns herzielen, als wollten sie uns von allen Seiten totschießen.

„In einer halben Stunde könnt ihr euch in frischem Druck sehen", lacht Willy.

Marion selbst erwartet uns. Sie ist nicht nur die schönste junge Dame der Welt, sie ist auch die klügste, behaupte ich.

„Guten Abend, Fred Jansen", ruft sie fröhlich, als wir aus dem Flugzeug steigen, und schüttelt mir die Hand wie ein Junge. „Jetzt haben wir wohl den Kopf voll mit Geschäften — aber wir sehen uns doch abends im Olatheater?"

(Fortsetzung folgt.)

Kamerad, wo bist du?

Skizze von **Meta Brix.**

Abgespannt von einem anstrengenden Arbeitstag kam Berthold Wendt in seine Wohnung zurück. Auch da lag auf dem Schreibtisch Post und wartete der Erledigung. Wendt schob die Briefe nach einem flüchtigen Blick zur Seite. Zuerst wollte er ein wenig Ruhe haben. Er schaltete den Rundfunk ein . . . ah, das war schön . . . eine Geige sang . . .

Die Spannung, die nach dem Kreislauf der Arbeit in ihm gewesen, löste sich. Er hörte der Musik zu. Er schloß die Augen.

Der Mann war eingeschlummert. Es war ein leichter, flüchtiger Schlaf, wie man ihn mitunter am Tage tut. Wendt wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte, als er plötzlich seinen Namen hörte. Er richtete sich auf. Wer sprach ihn denn an. Er war doch ganz allein im Zimmer?

Im Rundfunk schwang die ruhige Stimme des Ansagers: „Ich wiederhole: Dr. Joachim Claus in Zellerstadt sucht den ehemaligen Kriegsfreiwilligen Berthold Wendt, Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 250. Im Jahre 1920 war der Wohnort des Berthold Wendt Hamburg."

Der Mann in seinem stillen Zimmer beugte das erschütterte Gesicht in die Hände. Eine vergangene und niemals vergessene Zeit stand für ihn mit diesem Ruf auf. Diese Zeit umschloß nicht nur das Erlebnis des Krieges, furchtbar und groß zugleich, sondern auch für Wendt noch ein anderes Erleben und eine große Enttäuschung.

Und jetzt also suchte Dr. Claus ihn, den Berthold Wendt, der damals ein Jüngling gewesen, allein, elternlos, und dem der Hauptmann vor vielen Jahren einmal so helle und fröhliche Wochen geschenkt hatte.

Berthold Wendt hatte schon als Kind beide Eltern verloren. Er wuchs in einem Landheim auf. Als der Krieg ausbrach, war er der festen Überzeugung, daß er auch noch drankommen werde; im Beginn des Jahres 1917 ging er als Freiwilliger hinaus.

Als er den ersten Urlaub erhielt, war Hauptmann Claus zufällig dabei. Es fiel ihm auf, daß der blutjunge Soldat so gar keine Freude zeigte. Später sprach er mit ihm. Nein, sagte Wendt, es wäre für ihn nicht so wichtig mit dem Urlaub. Ihn erwarte doch niemand in der Heimat. Und er würde diesen Urlaub gern an einen Kameraden abtreten.

Der Hauptmann erfuhr von den Lebensumständen des jungen Soldaten. Er fragte, ob Wendt Lust hätte, ihn, den Hauptmann zu begleiten. Er fahre auch auf Urlaub. Zwar warte auf ihn daheim keine Hausfrau, er hatte seine Frau schon vor Jahren verloren — aber seine beiden Töchter Angelina und Margarete würden die Tage hell und fröhlich machen.

Der junge Soldat sah in diesen Urlaubstagen eigentlich nur Angelina. Er ging mit dem Mädchen durch die stillen Straßen der kleinen Stadt und über den alten Burghof; sie saßen im stillen Klostergarten. Wendt verliebte sich Hals über Kopf in die ihm Gleichaltrige, die seine Liebe erwiderte. Der Hauptmann sah alles; er sagte nichts dagegen. Er mochte wohl denken, daß man in dieser Zeit, die so viel Ungewißheit in sich trug, keinem einzigen Menschen ein Tüpfelchen Glück versagen durfte.

Der Urlaub ging zu Ende und der Krieg weiter. Der Hauptmann wurde schwer verletzt und nach der Heimat abtransportiert. Die Nachrichten von Angelina kamen spärlicher und hörten schließlich ganz auf. Einmal noch erhielt Berthold Wendt einen Brief des Hauptmanns. Dieser Brief war Wendt lange nachgereist, denn er führte zu jener Zeit ein unruhiges Leben, das erst später wieder in geordnete Bahnen kam. In dem Brief stand neben gütiger Frage und Teilnahme nach dem Ergehen des jungen Kriegskameraden auch die Nachricht von der Vermählung Angelinas. Nun hätte er nur noch die Margarete, schrieb der Hauptmann damals. Mit diesem Brief erhielt Wendt die Bestätigung, daß Angelina ihm verloren war. Und Margarete? Sie war bei seinem Besuch ein kleines acht- oder neunjähriges Mädchen gewesen.

Ein paar Tage später fuhr Berthold Wendt in jene Stadt, in der er vor vielen Jahren so glücklich gewesen. Er sah vom Fenster seines Gasthofes über den Marktplatz und über die Dächer und Giebel der Stadt. Dann ging er durch die Straßen und Gäßchen. Hohe und kleine, schmale und breite Giebelhäuser standen da. Dann, am Kornmarkt, ragte wieder eine alte Kirche. Gegenüber ein altes Patrizierhaus. Im Vorgarten blühten bunte Blumen. Heute nahm Wendt das Bild dieses schönen alten Hauses bewußter auf als vor neunzehn Jahren.

Seit Jahrhunderten wohnte schon das Geschlecht des Hauptmanns in diesem Hause. Unten an der Tür war das Schild: Dr. Joachim Claus, Notar. —

„Bitte", sagte der Notar und stand in der Tür seines Sprechzimmers. Nur ein einziger Klient war noch da. Ein hochgewachsener Mann. Er trat ein. Er nahm Haltung an: „Melde mich zur Stelle, Herr Hauptmann. Berthold Wendt."

„Wendt! Kamerad! So hat Sie der Rundfunkruf doch erreicht!"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Der Wendt", sagte Doktor Claus ganz ergriffen. „Aus dem kleinen Soldaten ist ein großer Mann geworden. Und der Hauptmann wurde alt. Das ist schön, daß Sie so bald gekommen sind. Wissen Sie noch? Als ich Sie damals mitnahm —?"

„Ich werde den Urlaub, den ich vor Jahren hier verleben durfte, niemals vergessen."

Das frohe Gesicht des Älteren wurde ernst: „Die Angelina ist nun auch schon manches Jahr tot, Wendt."

Der Gast blieb stumm. Er konnte nicht gleich antworten. Da fuhr der Doktor fort: „Margarete wird sich freuen. Es war nämlich ihr Gedanke, Sie durch den Rundfunk zu suchen."

Er ging zur jenseitigen Tür. Er öffnete sie und rief nach der Tochter: „Margarete!"

Ein Mädchen trat in das Zimmer. Groß und schlank; welliges Haar legte sich um ein ernstes, nicht mehr ganz junges Gesicht. Dunkle Augen blickten fragend auf den Vater und auf den Fremden. Ihr Blick blieb auf Berthold Wendt ruhen, prüfend, suchend. Langsam stieg ein Rot in ihr Antlitz.

„Weißt du, wer das ist?" fragte der Vater.

„Ja", sagte das Mädchen, „es ist Berthold Wendt."

„Sie kennen mich wieder?" fragte der Mann.

„Ihr Bild, das aus dem Felde, steht drüben im Zimmer. Und die Augen sind die gleichen geblieben."

Berthold Wendt preßte die Lippen zusammen. Ihm war, als hätte jahrelange Sehnsucht nun ein Ziel gefunden. Nun endlich.

„Herzlich willkommen!" sagte Margarete und reichte Berthold die Hand.

Wanderung mit Erika.

Erzählung von **Paulrichard Hensel.**

Sie waren den dritten Tag unterwegs und waren zufrieden. Das Wetter meinte es gut mit ihnen, und der ohnehin knappe Geldbeutel wurde nicht allzu sehr in Anspruch genommen. Sie waren mit dem Essen und dem Nachtlager nicht wählerisch, standen am Morgen früh auf und machten eine ergiebige Rast, wenn die Sonne hoch stand und ein naher See zum Baden einlud.

Erst hatte es zwischen Heinz und Karl eine Auseinandersetzung gegeben, ob man auf Erikas Vorschlag, sie mitzunehmen, eingehen könne. Aber die Bedenken — die sich nur darauf richteten, ob nicht so ein Mädel unterwegs schlapp machen werde — verflogen bald. Man war als Kind in die Obstbäume geklettert und in den Steinbruch gegangen — jetzt war man Siebzehn und hatte auf dem Sportplatz Kameradschaft gelernt, und schließlich konnte so ein weibliches Wesen unterwegs auch zu etwas nütze sein. Daß es der Erika weniger an der Wanderung selbst als daran lag, in Gesellschaft ein paar Tage durch die Welt zu bummeln, nahm ihr keiner der beiden übel.

Heinz und Karl waren noch richtige Jungen, denen es sehr gleichgültig war, ob ein Mädel hübsche Beine und leuchtende Augen hatte, wenn man nur sonst gut mit ihm auskam. Und so merkten sie es auch nicht, daß Erika, vielleicht aus Langeweile, sich damit vergnügte, die beiden Jungen ein wenig durcheinanderzubringen und sie zu verwirren. So etwas kommt nicht aus dem Bewußtsein, sondern aus dem Instinkt. Aber wenn sie etwa Karl wegen einer Ungeschicklichkeit auslachte und dabei den Arm um Heinz legte, meinte dieser nur trocken: „Mach's doch besser, wenn du kannst!" Und als sie einmal weit hinausschwamm und dem, der sie einholte, einen Kuß versprach, legte sich Karl seelenruhig auf den Rücken: „Danke, ich habe genug Wasser geschluckt!" Im übrigen waren die Jungen rücksichtsvoll zu

Erika wie zu einer kleinen Schwester, auch wenn sie manches vorgenommene Ziel darum zurückstecken mußten.

Es war sechs Uhr, die Sonne warf schon lange Schatten. Man hatte in einer Burgruine zu lange verweilt, und der nächste Ort war ein kleiner Badeort, wo es wahrscheinlich keine billige Unterkunft geben würde. Aus einem Tal sah zwischen dunklen Baumkronen das Dach eines kleinen Landsitzes hervor. „Da wird für uns auch noch Platz sein", sagte Heinz, „anfragen schadet ja nichts." Also ging es den Berg hinunter. Bald standen sie vor der großen eisernen Gittertür. Herrlich sah das Haus dahinter in dem Park aus. Aber bange sein? Das gab es nicht. Karl klingelte. Nach einer Weile kam ein stattlicher Mann aus dem Haus, mit den ersten grauen Fäden des Fünfundvierzigjährigen an den Schläfen, und sagte freundlich: „Kommt schon herein! Ich kann mir doch denken, was ihr wollt!"

„Das ist fein!" sagte Heinz ehrlich, und die drei rückten in den Garten ein, nachdem sie noch schnell einen Blick auf das Messingschild draußen geworfen hatten. Dr. Lauff stand darauf. Und dieser Herr Lauff, stellte man bald fest, war ein feiner Kerl. „Da wird wohl die Martha noch eine große Kanne Kaffee brauen müssen!" sagte er, und als dann nach einer Weile die rundliche Haushälterin — es schien niemand sonst in dem Hause zu sein — den Tisch auf der Veranda deckte, kamen noch allerlei schöne Sachen zum Vorschein, die mit verlockendem Duft in den Nasen kitzelten. Es wurde ein sehr behaglicher Schmaus, und als die drei Gäste ihren ersten Hunger gestillt hatten, mußten sie erzählen, von ihrer Heimat und dem, was sie bis jetzt gesehen hatten, und die Jungen waren nicht auf den Mund gefallen. Lauff freute sich an ihrer frischen Art. Nach dem Essen zeigte er ihnen den Garten, es gab hinten einen kleinen Stall. Dann stieg man im Haus eine Treppe hoch und fand von einer Dachkammer aus eine herrliche Aussicht. „Hier werdet ihr schlafen", sagte Lauff zu den beiden Jungen, „und für die junge Dame wird sich auch etwas finden." Karl bekam gerade noch rechtzeitig von Heinz einen heimlichen Rippenstoß, um ein Lachen über die „junge Dame" unterdrücken zu können.

Warum war Erika so still? Hatte sie zum ersten Mal Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen zwischen diesen jungenhaften und etwas rauhen Wanderkameraden und einem Mann, bei dessen Anblick ihr schon das Herz schlug? Dieses sichere Auftreten, der Wohlstand, die Erfahrung, die hinter dem liebenswürdigen Gesicht spiegelt — ist es nicht immer das, was durch die Träume eines jungen Mädchens zieht? Da traf sie sein Blick, und sie wurde rot. Wie kommt dieses Mädchen zu den Burschen? dachte Lauff. Unverhohlen betrachtete er die schlanke Gestalt, das feine Profil der Besucherin.

„Nun wollen wir noch etwas Abendmusik machen", sagte er und trug ein Köfferchen auf die Veranda. Erika war entzückt. Es gab viel schöne Platten, die mit leiser Nadel gespielt wurden. Als nach einer Weile Lauff merkte, daß die Musik den Jungen langweilig wurde, sagte er: „Jenseits der Straße liegt unten am See ein Boot. Wenn ihr wollt, könnt ihr euch noch müde machen!" Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Herrlich war es auf dem Wasser, über dem schon der Mond schien. Nach einer Weile hörte die Musik vor dem Hause auf. „Komm", sagte Heinz, „es ist Zeit." Auf der Veranda war es ganz dunkel. Erika lag ausgestreckt im Liegestuhl. „Wir wollen jetzt schlafen gehen", sagte Heinz. Und Lauff meinte freundlich: „Ihr findet ja den Weg, nicht wahr?" Die Jungen warteten noch ein wenig. „Gute Nacht", sagten sie dann und reichten Erika die Hand. Sie richtete kaum den Kopf auf. „Gute Nacht", sagte sie, wie halb im Traum. —

„Schläfst du, Heinz?"

„Nein" — mit einem Ruck hatte er beide Beine aus dem Bett. „Weißt du was? So herrliche Mondnacht — wir machen uns leise davon —"

„Hast recht."

Sie zogen sich an. Die Türen waren nicht verschlossen. Schlafendes, geheimnisvolles Land da draußen. Karl und Heinz schritten schnell in der kühlen Morgendämmerung. Sie schwiegen. Sie waren beim Wandern das Schweigen gewohnt, nur noch nicht das Nachdenken. In der nächsten Stadt, durch die sie kamen, waren die Fenster noch verhangen. Der Weg stieg wieder bergan, aus dem Morgennebel heraus, der Tau glitzerte an Gräsern und Tannennadeln, und die beiden Jungen atmeten tief die frische Morgenluft in sich hinein. Auf einem Hügel machten sie Rast und studierten die Karte. Und dann kam doch endlich die Frage:

„Ob es richtig war, Erika zurückzulassen?"

„Wir suchen uns doch auch den Weg, den wir gehen wollen. Und Erika hat sich eben einen anderen gesucht —"

„Du hast recht —"

Unten im Tal rollte ein Eisenbahnzug vorüber.

„Mädels taugen eben nicht zum Wandern —"

Mehr wurde über Erika nicht gesprochen.

Dann ging hinter den Hügeln die Sonne auf und leuchtete in einen neuen Tag hinein, der auch eine neue Welt bedeutete, mit Erkennen und Wissen, Ernst und Erwachsensein — für Karl und Heinz —

— und auch für Erika.



Bunte Chronik



Rothschild siegte bei Waterloo durch . . . Brieftauben!

Vor der Erfindung des elektrischen Telegraphen waren die Brieftauben das schnellste Mittel zur Beförderung von Nachrichten. Schon die alten Römer und Perser benutzten sie in ihren Kriegen als Boten. Und so stellte auch das schlaue Bankhaus Rothschild die Brieftauben in den Dienst seines umfangreichen Nachrichtendienstes. Und . . . den Brieftauben verdankt das Haus Rothschild den größten Teil seines riesigen Vermögens.

Die Heere Napoleons waren stets von den Agenten Rothschilds begleitet. Durch die Brieftauben, die sie mit sich führten, wurde das Bankhaus mit allen seinen weitverzweigten Filialen schnell über Siege und Niederlagen unterrichtet.

Es steht fest, daß die Niederlage Napoleons bei Waterloo und der Sieg der Verbündeten drei Tage früher bei der Londoner Filiale des Bankhauses Rothschild eintraf, als beim englischen Ministerium. Die Kuriere waren Brieftauben, die vom Schlachtfeld bis nach London in sechs Stunden flogen.

Die französischen Papiere standen damals an der Börse zu London sehr hoch, die englischen sehr niedrig. Das Bankhaus Rothschild warf innerhalb von drei Tagen alle seine französischen Papiere auf den Markt und kaufte dafür englische zu niedrigem Kurse auf. Niemand ahnte in London, warum das Bankhaus Rothschild alle nur greifbaren englischen Wertpapiere aufkaufte. Aber . . . als die Siegesnachricht eintraf, wußte man Bescheid. Die französischen Papiere fielen rapid, die englischen Kurse gingen stark in die Höhe und Rothschild verdiente durch diesen geschickten Schachzug Millionen . . . durch Brieftauben.



Lustige Ecke



Der Bandit am Telephon.



„Nein, der Herr Direktor ist im Augenblick besetzt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.